

## Aus den Kriegserinnerungen eines alten Feldpredigers aus dem Kriege 1870/71.

(Mit gütiger Genehmigung des Verlages: Ernst Siegfried Mittler & Sohn,  
Berlin.)

Der Verfasser, emerit. Pastor Spreer, hat ebenso wie sein katholischer Amtsbruder, Pfarrer Reck, dessen letzte militärische Dienststellung Militär-oberpfarrer des 8. Armeekorps war, den ganzen Feldzug beim Korps Werder und insbesondere in Verbindung mit unserem Regiment mitgemacht. Seine sehr verdienstvollen und interessanten Erinnerungen werden der Lektüre aller Kameraden warm empfohlen. Ihr letzter Teil „Friede“ soll auch den Schluß unserer „Erinnerungsblätter“ bilden.



### Friede.

In Besoul ward mir der Befehl, mich bei General v. Werder einzufinden, der in der Präfektur sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Er empfing mich freundlich und nach einigen meinen Dienst anerkennenden Worten überreichte er mir das Eiserne Kreuz, das sein Adjutant mir sogleich auf der Brust befestigte. Ueberrascht und glücklich stieg ich die Treppe zum Platz der Präfektur hinab. Da begegnete mir Kamerad Reck, der eben aus der Gefangenschaft zurückkehrte. Gerührt umarmten wir uns. „Sie Glücklicher!“, rief Reck aus, „Sie haben Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen und dies schöne Ehrenzeichen zu erwerben, während ich . . .“ „Gehen Sie doch hinauf und melden Sie sich beim General“, sagte ich, „ich werde hier unten auf Sie warten!“ Nach etwa 10 Minuten erschien er freudestrahlend auf der Treppe, das Eiserne Kreuz leuchtete auf seiner Brust. Wir gingen zum Marktplatz, wo eben die Parole ausgegeben wurde. In der Straße dorthin begegnete uns unser General von der Goltz. Als er uns nahe kam, erhob er wie bewundernd seine Hände und rief uns schon von weitem zu: „Ei, wie schön sieht das auf den schwarzen Rücken aus!“ und schüttelte uns herzlich die Hand. Auf dem Marktplatz sammelten sich glückwünschend unsere Offiziere um uns. „Wir haben ja alle gleichmäßig unsere Schuldigkeit getan“, hieß es, „aber es können ja nur einige von uns das Kreuz bekommen. Sie aber haben beide es redlich verdient.“ Diese neidlose Anerkennung tat uns beiden wohl. Ich führte den Kameraden nun in mein Quartier, gab ihm ein frugales Frühstück, bestehend aus Brot und Käse sowie einem Glase Wein, womit wir anstießen und bat ihn nun, zu erzählen.

„Nachdem ich erfahren“, berichtete er, „daß Sie und die Aerzte nicht mit den Truppen von Chavanne zurückgekommen waren, bestieg ich meinen Schimmel, um nach Ihnen allen zu sehen und Sie im Vertrauen auf meine Beherrschung der französischen Sprache und durch Berufung auf die Genfer Konvention aus etwaiger Gefangenschaft zu befreien. Als ich mich Chavanne näherte, sprengten Chasseurs auf mich los, rissen mich vom Pferde, schleppten mich zu einer Feldwache, wo ich wegen meines Standes beschimpft, verhöhnt und von einem Mobilgardenoffizier sogar tötlich mißhandelt wurde. Man führte mich dann nach Chavanne zum Schulhause. Hier fand ich unsere Aerzte in heftigem Streit mit einem wütenden Chasseuroberst. Sie beriefen sich auf die Genfer Konvention, die er nicht gelten lassen wollte. Sie seien bewaffnete Offiziere, da sie Degen und Revolver trügen. Vergebens wendeten die Aerzte ein: in der deutschen Armee tragen auch die Aerzte Degen. Als er mich sah, steigerte sich seine Wut. Unter den größten Schimpfsworten und Beleidigungen gegen die Priester schrie er mir zu: Wir Priester fanatisierten die Preußen, daß sie wie die Mauern im Kampfe ständen. Man wüßte wohl, was wir in Dijon gepredigt hätten. Zum Unglück hatte man jetzt noch unter einem Medizinkarren ein darunter angebundenes Chassepotgewehr entdeckt, das ein Lazarettgehilfe auf dem Schlachtfelde aufgelesen und darunter geborgen hatte. Jetzt kannte der Zorn des Obersten keine Grenzen. Wutschnaubend kündigte er uns an, wir sollten morgen früh erschossen werden. Dann sperrte er uns in die Schulstube ein und stellte Schildwachen vor Tür und Fenster. Daß wir seine Drohung für Ernst nahmen, können Sie daraus sehen, daß während der Nacht zwei der Aerzte zu mir kamen und mir sagten: sie seien katholisch, aber seit ihrer ersten Kommunion nicht mehr zur Beichte gegangen; sie wollten aber nicht als Unchristen aus der Welt gehen; ich möchte mit ihnen Beichte halten, was ich auch in einer abgelegenen Ecke tat. Am Morgen trat ein Infanteriekommando draußen an. Die Kolben klirrten auf dem Boden. Wir glaubten unser letztes Stündlein gekommen und nahmen voneinander Abschied. Da erschien der Oberst wieder. Er war etwas ruhiger geworden und teilte uns mit: wir sollten nicht gleich erschossen werden, sondern der General Bourbaki wolle uns erst verhören. Unter einer starken Bedeckung von Infanteristen wurden wir dorthin geführt. Unterwegs kamen wir an unabsehbaren Bivaks der Süd-Armee vorüber und erkannten nun die Menge dieser Armee, die bei uns zu einer Art Seeschlange geworden war. Wir sahen die langen Artillerieparks. „Ach! unser armes Korps“, seufzten wir untereinander, „wie wird es dir ergehen!“ Als wir aber, wohl mit Absicht, durch diese großen Bivaks geführt wurden, die sich von einem Dorf zum anderen erstreckten, da stürzte die bewaffnete Populace mit wüstem Geschrei auf uns zu und umringte uns. „Ah! officiers prussiens!“ schrie man, „Chiens prussiens! Sales cochons!“ in betäubendem Chor. Dabei stieß man mit Bajonetten, schlug man mit Säbeln nach uns. Wenn der

Korporal, der uns führte und die Begleitmannschaft kommandierte, nicht ein tüchtiger Mann gewesen wäre, so wären wir jetzt schon auf der ersten Etappe unseres Leidensweges ermordet worden. Mit seinen Vorstellungen, noch mehr aber mit ihren Gewehren mußten er und die Begleitmannschaft immer wieder die Stöße und Hiebe, die nach uns geführt wurden, abwehren. In einem Bauernhause befand sich das Hauptquartier des Generals Bourbaki. Hier wimmelte es von Offizieren und Ordonnanzen, die zu Fuß und zu Pferde kamen und gingen. Man führte uns einzeln vor den General. Es war ein schöner Mann von zierlicher Gestalt, kohlschwarzen Augen; er trug noch den kaiserlichen Spitzbart, aber bleich war die sorgengefurchte Stirn. Als die Reihe an mich kam, fragte er mich ruhig und sehr höflich: „Sie waren in Héricourt?“ „Ja, Herr General!“ war meine Antwort. „War die Brücke dort über die Lifaine gesprengt?“ „Nein, Herr General, aber die Pioniere bohrten die Pfeiler zur Sprengung an.“ „Hat General Werder über der Stadt Batterien angelegt?“ „Herr General, ich bin ein schlechter Reiter, hatte bei der Glätte des Weges genug zu tun, auf mein Pferd zu achten und konnte mich daher nicht weit umsehen.“ „Es ist gut, Sie können gehen.“ Damit winkte er mit höflichem Gruß Entlassung. „Verzeihen Sie, Herr General“, hob ich nun in französischem Redefluß meine von Unwillen bewegte Rede an, „es ist nicht gut! Ich hätte nicht gedacht, daß die Nation, die sich rühmt, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, so ihre Gefangenen behandelt!“ Und nun schilderte ich in lebhaften Ausdrücken meine Gefangennehmung, wie mich dabei ein Mobilgardensoffizier ins Gesicht geschlagen, daß meine goldene Brille heruntergeschlagen, die er aufgehoben und ruhig in seine Tasche gesteckt hätte. Der General hörte aufmerksam zu und fragte, ob ich den betreffenden Offizier wiedererkennen würde. Als ich bejahte, gab er einem Ordonnanzoffizier einen Auftrag und ließ mich auf dem Flur bewachen. Nach geraumer Zeit ward ich wieder vor ihn geführt, aber hinter mir auch der betreffende Offizier. Bourbaki fragte, ob ich den Offizier wiedererkenne. Auf meine Bejahung richtete der General einige Fragen an den monsieur, unter anderem, wie er dazu gekommen sei, mich zu mißhandeln. Der Offizier, ein ehemaliger Kommiss, war sehr bleich und verlegen. Er stotterte hervor: weil ich so gut französisch gesprochen, habe er in mir einen ehemaligen Mitschüler zu erkennen geglaubt, der zu den Preußen übergegangen sei. Da brach aber der ganze leidenschaftliche Zorn des Griechen Bourbaki los. Er donnerte den Schächer an, daß er nicht wert sei, die Offiziersuniform zu tragen, er sei eine Schmach für den Stand, wie leider jetzt so viele, setzte der alte Soldat der Kaiserlichen Armee bitter hinzu. Auf der Stelle solle er mir mein Eigentum zurückgeben. Da zog der Niedergeschmetterte sehr kleinlaut meine goldene Brille aus der Tasche und gab sie mir. Am anderen Morgen, dem 15. Januar, mußten wir den Fußmarsch nach der Festung Besançon antreten. Wir behielten auf unsere Bitte als Führer eines kleinen

Begleitkommandos den mutigen, verständigen Korporal, der uns gestern mehrere Male das Leben unter den zuchtlosen Banden gerettet hatte. Als wir eine Berghöhe hinauf gestiegen waren, fing es an, hinter uns zu krachen und zu donnern. „Hört!“ sprach einer der Aerzte, „wie deutlich man heute hier noch die Kanonen von Belfort hören kann!“ „Das sind nicht die Kanonen von Belfort“, sagte ein anderer, „das ist die Schlacht, die jetzt beginnt.“ „Ach, unser armes Korps, wie wird es dem ergehen!“ rief ein dritter. So wanderten wir, ohne unseren Marsch sonderlich zu beeilen, in dem Felsental des Doubs dahin, auf jeder Höhe nach dem immer stärker werdenden Kanonendonner rückwärts lauschend. Um Mittag kehrten wir in einer Schenke ein. Aber wir fanden die Dorfsbevölkerung so wider uns aufgehetzt, daß wir nur durch das energische Auftreten unseres Korporals für schweres Geld etwas zu essen bekommen konnten. Wir wollten mit unserem Führer noch eine Flasche Wein trinken, aber obwohl wir bis zu drei Franken für die Flasche Landwein, die nur einen halben Frank kostete, auf den Tisch legten, wollte uns der Wirt keinen Wein geben. Für die preußischen Hunde habe er keinen Wein, sagte er. Besonders waren es die Weiber, die uns, wenn wir durch die Dörfer kamen, mit Spott und Schmähreden verfolgten. Meine Leidensgefährten verstanden das meiste nicht. Ich aber verstand jedes Wort. So riefen sie mir zu: „Seht nur den feisten Pfaffen, wie er sich an unserem Speck fett gefressen hat!“ Als wir am nächsten Morgen weiter marschierten, bedeckte dichter Nebel das Felsental des Doubs. Gegen Mittag teilte sich der Nebel, die Sonne brach hindurch. Wir erreichten eine Höhe. Da horch! donnerte es hinter uns im Osten wieder los, nur etwas schwächer vernehmbar wie gestern. Aber das Rollen zahlreicher Schüsse schmolz in ein ununterbrochenes Donnern wie von einem fernem Berggewitter zusammen. „Hört!“ rief einer dem andern freudig zu. „Wahrhaftig! die unseren wehren sich auch heute noch! Ach vielleicht“ . . . Wir wagten nicht hinzuzufügen: „schlagen sie auch heute wieder die Angriffe der furchtbaren Uebermacht ab, die wir gesehen haben.“ So ging es den ganzen Tag fort. Auf jeder Anhöhe standen wir lauschend still. Es donnerte den ganzen Tag in einem fort. Ja, gegen Abend, als die Sonne sank, schien das ferne Donnerrollen sich noch zu verstärken. „Sie wehren sich noch!“ riefen wir einander freudig zu. „Ach! wären wir doch bei unseren tapferen Bataillonen!“ rief einer der Aerzte. „Wie mag es da wohl auf den Verbandplätzen aussehen?“ „Wie müßlich könnten wir uns da machen, statt wie Strolche auf der Landstraße fortgetrieben zu werden!“ setzte zähneknirschend ein anderer hinzu. Am dritten Morgen war Tauwetter nach dem scharfen Frost der vorigen Tage eingetreten. Ein feiner Regen rieselte hernieder; der Weg wurde sehr schlüpfrig und schmutzig. Mühsam und verdrossen schlichen wir weiter. Ab und zu schien es freilich, als wenn vereinzelt Kanonenschläge hinter der Wolkenwand schwach sich hören ließen. Einige von uns wollten gegen Mittag noch das scharfe, unheimliche Knattern

von Mitrailleusen hören. Aber wir hatten doch keine Gewißheit. Müde und kotbespritzt wurden wir nachmittags durch die Festungstore von Besançon geführt. In der Stadt sammelte sich bald eine neugierig schwachende Volksmenge. „Officiers prussiens!“ rief man sich triumphierend zu. Von einem schimpfenden, höhrenden, johlenden Volkshaufen begleitet, wurden wir absichtlich von Pontius zu Pilatus in der Stadt zum Schauspiel herumgeführt. Endlich am Abend landeten wir in den Mauern eines großen Zuchthauscs. Der Inspektor empfing uns höflich und bedauerte nur, daß sein Haus etwas in Unordnung sei, da er in den letzten Tagen seine Sträflinge habe wegschicken müssen, um Platz für einige Tausende preußische Gefangene zu schaffen, doch werde er für uns tun, was ihm irgend möglich sei. „Preußische Gefangene?“ fragten wir bestürzt. „Eh bien!“ sagte der Beamte wichtig. „Nach der letzten Regierungsdepesche ist der rechte Flügel der Deutschen geworfen. Die Badenser wollten nicht mehr kämpfen, haben ihre Gewehre fortgeworfen und sind in wilder Flucht geflohen. Das preußische Zentrum ist durchbrochen, Hericourt genommen, Belfort entsetzt. Ein Gerücht geht ferner: Werder sei mit vielen Tausenden gefangen, und Bourbaki muß heute schon in Mühlhausen sein.“ Ja, wir mußten ja solchen bestimmten Angaben, die von einem Beamten mit amtlicher Zuversicht vorgetragen wurden, Glauben schenken. Er gab uns immer höflich zu essen und zu trinken, aber wir waren sehr traurig. Zulezt schloß er uns, immer sehr verbindlich und zuvorkommend, einen jeden einzeln in eine Gefängniszelle ein. In der Dunkelheit warf ich mich auf das harte Lager, aber ich konnte nicht schlafen. Wenn der Nachtwind durch die hohen Pappeln auf dem Gefängnishofe rauschte, glaubte ich das Herannahen unserer armen gefangenen Landsleute zu hören. Beim ersten Morgengrauen erhob ich mich von meinem Lager, wo ich nur wenig Nachtruhe gefunden hatte. Traurig blickte ich durch die Gitterstäbe meines Fensters in den von Mauern umschlossenen Hof hinab. Da liefen die Beamten, einige mit Laternen, eilig und eifrig mit einander redend und gestikulierend, wie ein aufgestörter Ameisenhaufen durcheinander. Der Inspektor klopfte bald an unsere Türen und bat uns aufzustehen, es seien neue Befehle für uns eingegangen. Beim Milchkaffee, den wir gemeinsam in einem Speisesaal einnahmen, erschien er wieder und teilte uns mit, er habe Befehl erhalten, uns sofort mit der Eisenbahn nach Lyon zu senden. „Und die preußischen Gefangenen?“ fragte ich. „Sie sind noch nicht eingetroffen“, antwortete er sichlich verlegen. Dies belebte etwas unsere Hoffnungen. Auf der Eisenbahnfahrt aber begann, je weiter wir nach Süden kamen, für uns eine wahre Marterstraße. Auf jeder größeren Station mußten wir aussteigen, und man zeigte uns wie Schautiere einem immer wütender werdenden Pöbel. Man überhäufte uns mit Schimpfworten und Verwünschungen, warf Kot und Steine nach uns. Ja, auf einigen Stationen mußten unsere Bedeckungsmannschaften und die Eisenbahnbeamten alle Energie aufbieten, um zu verhindern, daß uns der Pöbel nicht in Stücke riß.

So soll es dem Bataillonschef eines Mobilgarden-Bataillons von der Rhonemündung ergangen sein, als er die traurigen Ueberreste seines Bataillons heimbrachte, das bei Nuits fast aufgerieben war. Das wütende Volk hatte ihn sofort an einer Laterne aufgehängt. Sein Leichnam war durch die Stadt geschleift und, namentlich von Weibern, gräßlich verstümmelt und zerrissen, endlich in die Rhone geworfen worden. So bezeugt das Volk, das als einzelne so lebenswürdig sein kann, noch immer in der Masse die Wahrheit, mit der es einst ein berühmter Franzose charakterisierte: „Halb Tiger, — halb Affe“. Bei eingetretener Dunkelheit kamen wir vor dem Bahnhofe in Lyon an und mußten schon hier aussteigen, worüber ich mich wunderte, da mir die Derlichkeit von meiner Studienzeit in Lyon her wohl bekannt war. Wir wurden an endlos langen Militärzügen vorbeigeführt, aus denen lautes Jammern und Stöhnen drang. Ich blieb unter einem Vorwand ein wenig zurück und beugte mich in einen der matt erleuchteten Viehwagen. Er war mit Verwundeten angefüllt, die, aneinander gepreßt, entweder jammern auf dem harten Boden lagen, oder mit ihren Verbänden wie stumpfsinnig da saßen. Lauter französische Uniformen, keine einzige deutsche darunter. „Messieurs, d’où venez-vous?“ fragte ich. „De Belfort“, war die klägliche Antwort. „Tout est perdu! Ah! ce Werder, c’est le diable!“ Das klang wie Himmelsbotschaft in meinen Ohren. Ich eilte meinen Leidensgefährten nach. „Kameraden“, rief ich ihnen zu, „ich glaube, die Unsrigen haben doch am Ende noch den Sieg gewonnen. Sie scheinen wenigstens Bourbakis Armee übel zu gerichtet zu haben“. Wir wurden nach der Kommandantur geführt. Dort teilte man uns mit, wir würden auf die Reklamation des Generals Werder morgen in Freiheit gesetzt, — denn dieser hatte mit scharfen Vergeltungsmaßregeln gedroht, — mußten aber morgen in aller Frühe nach Nice (Nizza) abreisen. Dort wurden wir über die Grenze ausgewiesen. Da wir fast ganz von Geld entblößt waren, wendeten wir uns an den nächsten deutschen Konsul. Dieser empfing uns sehr höflich, half unserer Not aus und teilte uns zu unserer unsäglichen Freude die Siegesnachrichten unseres wackeren Korps mit. Dann riet er uns, indem er uns reichlich mit Reisegeld versah, da die Alpenpässe in der Schweiz verschneit seien, durch die Lombardei über den Brennerpaß zu fahren.

Das taten wir, nachdem wir uns einen Tag in Mailand gehalten und ausgeruht hatten, und kamen eines Tages nach beschwerlicher Fahrt in Innsbruck an. Wir ließen uns in einen Gasthof führen, wo österreichische Offiziere viel verkehrten. Die Herren schauten nicht wenig verwundert auf, als sie preußische Uniformen eintreten sahen. Wir wurden aber alsbald mit österreichischer Gemütlichkeit empfangen und bewirtet. Bei dem fröhlichen Trinkgelage das entstand, erhob sich einer der höheren Offiziere und sprach: „Meine Herren! Wir haben uns zwar 66 wacker g’rauft, aber da Sie die verfligten Franzosen so verhauen haben, so soll nun auch

zwischen uns alles vergeben und vergessen sein!“ Und wir stießen herzlich auf gute Waffenbrüderschaft und künftiges Bündnis an. Die Aerzte reisten nach Mainz, wo ihre Frauen wohnten und wohin sie Angehörige beschieden hatten. Ich aber suchte mein lieb' altes Mutterle am Schwarzwald für einige Zeit auf, und nun sehen Sie mich hier“.

Raum hatte Reck seinen Bericht beendet, da trat eine Ordonnanz der Stabswache ein und überreichte ein an uns beide gerichtetes Schreiben vom Generalkommando, wodurch wir auf den Abend 8 Uhr zum Tee bei Erzellenz eingeladen wurden. Als wir uns dort pünktlich einstellten, führte man uns in einen prächtigen Saal der Präsektur. Von der Decke hingen reich vergoldete Kronleuchter herab, aber auf der langen darunter gedeckten Tafel dienten in leere Weinflaschen gesteckte Stearinkerzen zur Beleuchtung. Es versammelten sich alle Generale mit ihren Stäben und den Stabs-offizieren unserer Regimente. Als alles versammelt war, ging der Adjutant in die Wohnzimmer Werders, um uns anzumelden. Der General trat herein, verneigte sich freundlich gegen alle, nahm am oberen Ende den Platz am Tische ein und befahl mich zu seiner Rechten, Reck zu seiner Linken. Nachdem Tee mit einfachem Aufschnitt herumgereicht worden, wurden einige Flaschen des edlen Burgunderweins auf die Tafel gestellt. Der General klingelte an sein Glas und sagte einfach und herzlich: „Meine Herren! Lassen Sie uns auf das Wohl unserer beiden jüngsten Ritter anstoßen!“

Am anderen Morgen stand ich vor ihm, um Abschied von dem verehrten Feldherrn zu nehmen. Ich sagte: „Euer Erzellenz! Gott der Herr hat Sie und durch Sie unser ganzes Armeekorps mit Sieg, Glück und Ruhm gesegnet. Aber Sie werden wissen, wem wir das zu verdanken haben!“ Da ergriff er bewegt meine Hände, die Tränen traten ihm in die Augen, als er sagte: „Lieber Pfarrer! Sie haben so viel Kriegserfahrung, daß Sie wissen, wie es oft um uns stand. Wenn der da droben nicht geholfen, wo wären wir jetzt!“ So schieden wir bewegt voneinander und haben uns in diesem Leben nicht mehr gesehen.

Auf meiner Rückreise zu meiner Pfarre kehrte ich auch auf ein paar Tage bei meiner Frau ein, die in diesem Kriege in Berlin im großen Lazarett der Kaiser Franz-Kaserne Verwundete und Kranke pflegte, wie sie bereits 1866 im Garnisonlazarett zu Kolberg verwundete Oesterreicher und Cholerakranke gepflegt hatte. Der Oberarzt, Geheimrat Quinke, sowie der Arzt der Lazarettstation erteilten der Zuverlässigkeit und treuen Pflichterfüllung meiner Frau in ihrem Krankendienst schöne Lobsprüche. Die Kaiserin Augusta hatte ihr Beweise ihres besonderen Wohlwollens erteilt und ihr die Augusta-Medaille verliehen. Später erhielt sie auch das Verdienstkreuz für Krankenpflege mit eigenhändiger Unterschrift Kaiser Wilhelms I. unter der Verleihungsurkunde. Sie werden in meiner Familie als bleibende Erinnerungen an die große Zeit, die Huld des ersten Kaiserpaares, sich vererben, sowie auch des persönlichen

Gedächtnisses meiner treuen, braven Lebensgefährtin, die vor drei Wochen durch den Tod von meiner Seite genommen wurde. Darum sei auch hier am Schlusse dieser „Kriegserinnerungen“ ihrer ehrenvoll gedacht.

Mehr noch als diese äußeren Zeichen kaiserlicher Huld erfreute uns beide aber die persönliche Auszeichnung des Kaisers, mit der er meine Frau, mich, sowie mein XIV. Armeekorps geehrt hat.

Als der Kaiser nach seiner Rückkehr aus Frankreich auch das Lazarett in der Kaiser Franz-Kaserne besuchte, ward ihm meine Frau vorgestellt. Er dankte ihr mit gnädigen, freundlichen Worten. Als die Oberin des Lazarett's, Frau v. Wallenberg, erwähnte, daß auch ich als Feldprediger im Felde gewesen, fragte der Kaiser, bei welchem Korps ich gestanden habe. Nachdem meine Frau geantwortet: „Beim Werderschen Korps“, sagte der Kaiser: „Nun, da wird Ihnen Ihr Herr Gemahl viel erzählen können“; dann, die Stimme erhebend, sprach er zum Gefolge: Werder und sein Korps haben sich unsterblichen Ruhm erworben!“

